

Einleitung – Sozial-ökologische Krisen und Transformation

Die Menschheit ist heute mit vielfältigen Krisenphänomenen konfrontiert. Der Klimawandel und die daraus resultierenden ökologischen Verwerfungen bedrohen die natürlichen Grundlagen menschlicher Existenz. Das Artensterben schreitet ebenso voran, wie die Vermüllung der Meere und die Vernichtung ehemals fruchtbaren Bodens. Soziale Ungleichheiten spalten Gesellschaften und führen unter anderem zu globalen Migrationsströmen. Zugleich gehen die Ressourcen, auf deren Verwendung die globale Wirtschaft basiert, allen voran Öl, Gas und seltene Erden, immer schneller zuneige. All diese Entwicklungen sind eng verwoben mit der »imperialen Lebensweise« (Brand/Wissen 2017), die die früh-industrialisierten Gesellschaften, aber auch immer mehr die Ober- und aufstrebenden Mittelschichten der sogenannten Schwellenländer, durchdringt. Vor diesem Hintergrund erscheint ein grundlegender gesellschaftlicher Wandel zwingend erforderlich. Diese Erkenntnis ist zwar nicht neu (vgl. z.B. schon Meadows et al. 1972: 23f.), die Dringlichkeit der Problembearbeitung nimmt angesichts der fortschreitenden Zerstörung der menschlichen Lebensgrundlagen jedoch immer weiter zu.

Bereits in den späten 1980er Jahren schlug die Brundtland-Kommission mit dem Konzept der nachhaltigen Entwicklung ein politisches und normatives Leitbild vor, mit dem auf die beschriebenen Krisen reagiert werden sollte (vgl. Hauff 1987). Das Leitbild der Nachhaltigkeit verbindet dabei Umwelt- und Entwicklungsdiskurse und damit die ökologische mit der sozialen Frage (vgl. Grunwald/Kopfmüller: 24, Görgen/Wendt 2015: 3). Den Vereinten Nationen zufolge ist die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung eine der zentralen Herausforderungen unserer Zeit (vgl. UN 1992: 1, UN 2015a: 1). Zugleich zeichnet sich der Nachhaltigkeitsdiskurs jedoch oftmals durch einen starken ökologisch-ökonomischen Bias aus. Die soziale Dimension der Nachhaltigkeit wird dagegen häufig vernachlässigt (vgl. Empacher/Wehling 2002: 5, Dillard et al. 2012a: 2, Görgen/Wendt 2015: 6ff., Littig/Zielinska 2017: 52). Schon 1997 verwies Jens Dangschat auf die häufige Verkürzung der Nachhaltigkeitsdiskussion auf eine reine Umweltschutzdebatte und auf Resistenz der dominierenden Entwicklungsvorstellungen in (kommunaler) Verwaltung und Politik (vgl. Dangschat 1997: 190f.). Dies widerspricht jedoch dem

ursprünglichen integrativen Charakter von Nachhaltigkeit als politischem Leitbild, das Fragen der inter- und intragenerativen Gerechtigkeit ins Zentrum stellt und gerade die wechselseitige Abhängigkeit von Umwelt- und Gerechtigkeitsfragen betont (vgl. Grunwald/Kopfmüller 2012: 24).

Infolge dessen wurden die gesellschaftlichen Anstrengungen vor allem auf eine ökologische Modernisierung der Industriegesellschaften durch technologische Innovationen und Effizienz (vgl. von Weizsäcker et al. 1995, Huber 2011a) gerichtet. Während das Ideal der ökologischen Modernisierung mittlerweile unter Begriffen wie Green Economy oder Green Growth in viele gesellschaftliche Bereiche diffundiert ist und sowohl von politischen als auch von wirtschaftlichen Akteuren adaptiert wurde, finden sich vor allem im wissenschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Bereich in den letzten Jahren verstärkt Ansätze, die an den Vorstellungen einer ökologischen Modernisierung Kritik üben, indem sie an wachstumskritische Überlegungen seit den 1970er Jahren (vgl. z.B. Meadows et al. 1972, Schumacher 1977, Hirsch 1980) anschließen (vgl. z.B. Miegel 2010, Jackson 2011, Schmelzer/Passadakis 2011, Paech 2012, Schmelzer/Vetter 2019). Sie argumentieren, dass eine ökologische Modernisierung nicht ausreiche, um eine nachhaltige Entwicklung zu gewährleisten, da der globale Umweltverbrauch trotz diverser Anstrengungen und internationaler Abkommen im Bereich der Umweltpolitik weiterhin nicht sinkt, sondern vielmehr ansteigt. So verschob sich etwa der sogenannte Earth-Overshoot-Day, also der symbolische Tag an dem die regenerativen Ressourcen der Erde für ein Jahr aufgebraucht sind, seit den frühen 1990er Jahren von Mitte Oktober auf den ersten August (vgl. Global Footprint Network 2018). Dies ist unter anderem auf sogenannte Rebound-Effekte (vgl. Santarius 2015a, 2015b) zurückzuführen, die benennen, dass Effizienzsteigerungen durch Mehrverbräuche (über-)kompensiert werden. Die Kritiker*innen der ökologischen Modernisierung argumentieren dementsprechend, dass die zentrale Annahme, dass es möglich sei, Wachstum und Umweltverbrauch durch technologische Innovationen zu entkoppeln, unrealistisch sei (vgl. z.B. Paech 2018: 438ff.). Vielmehr sei der Übergang in eine »Postwachstumsgesellschaft« (Eversberg/Muraca 2019: 487) oder auch »degrowth« notwendig (vgl. Schmelzer/Vetter 2019: 12). Den Strategien der Effizienzsteigerung werden dabei Suffizienzstrategien zur Seite gestellt, die darauf ausgerichtet sind, durch Verzicht auf Technologien und Konsum den absoluten Umweltverbrauch zu reduzieren (vgl. Paech 2012: 126ff., 2018: 450ff., Ekardt 2016: 3ff.).

Welchem der Ansätze man auch folgt, sei es einem eher schwachen Konzept von Nachhaltigkeit, dass am Leitbild der ökologischen Modernisierung orientiert ist, oder einer eher starken Vorstellung von Nachhaltigkeit, wie sie im Rahmen von Postwachstumskonzepten diskutiert werden, die Einsicht, dass die Realisierung einer nachhaltigen Entwicklung einen grundlegenden gesellschaftlichen Wandel erfordert, verbreitet sich in den letzten Jahren immer weiter. Dies schlägt sich unter anderem in dem Begriff der sozial-ökologischen Transformation nieder, der

oftmals anschließend an Karl Polanys ([1944] 2001) Analyse der »großen Transformation« der europäischen Gesellschaften im Zuge der Industrialisierung, in den letzten Jahren verstärkte Aufmerksamkeit erfährt und den Begriff der nachhaltigen Entwicklung oftmals ersetzt (vgl. z.B. Reißig 2011, Brand, U. 2014, Tauss 2016, Brand 2017).¹ So argumentiert etwa der Wissenschaftlichen Beirat Globale Umweltveränderungen der Bundesregierung (WBGU) (2011: 66), dass eine umfassende, »Große Transformation« aller gesellschaftlichen Lebensbereiche notwendig sei. Dabei geht es »nicht nur um ›kleinere Reparaturen‹, auch nicht nur um das Problem der ›Varieties of Capitalism‹, sondern um eine andere, neue zukunftssträchtige Art und Weise des Wirtschaftens, des Arbeitens und des Lebens.« (Reißig 2012: 11) Für eine gelingende sozial-ökologische Transformation spielen dementsprechend nicht nur der Umbau der Energiesysteme oder technologischer Wandel, sondern auch die Ebene der Lebensführung und die damit verbundenen sozialen Praktiken des Konsums, der Mobilität oder der politischen Partizipation eine entscheidende Rolle (vgl. Evans et al. 2012: 113). Es ist von herausragender Bedeutung, dass wir unsere Lebensweise so umstellen, dass sich ihre negativen ökologischen und sozialen Folgen in Zeit und Raum deutlich reduzieren (vgl. Brand/Wissen 2017: 13ff., Lessenich 2018: 22ff.). Vor diesem Hintergrund rücken die Ermöglichung und Realisierung einer nachhaltigen Lebensführung als gesellschaftliche Herausforderung in den Blick.

An dieser Stelle setzt die vorliegende Untersuchung an, indem sie am Beispiel von gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum die Prozesse und Bedingungen der sozialen Konstruktion nachhaltiger Lebensführung untersucht. Dabei entwirft sie nachhaltige Lebensführung als Bündel von Praktiken, die weder allein den Individuen zugeordnet werden können, noch allein aus den Strukturen hervortreten. Vielmehr basieren sie auf dem komplexen Wechselspiel von sozio-materiellen Arrangements, Subjekten, Bedeutungen, sozialen Beziehungen und Zeitstrukturen. Damit folgt die Untersuchung dem Vorschlag von Theodore Schatzki, der hinsichtlich einer praxistheoretischen Analyse im Bereich der Nachhaltigkeit empfiehlt, bei empirisch beobachtbaren nachhaltigen Lebensweisen und Bündeln sozialer Praktiken anzusetzen und zu analysieren, wie diese zustande kommen (vgl. Schatzki 2013: 44).

Gemeinschaftliche Wohnprojekte stellen für eine solche Untersuchung einen interessanten und vielversprechenden Untersuchungsgegenstand dar, da sie alternative Formen des Zusammenlebens jenseits der traditionellen Wohnformen erproben und damit auf verschiedene gesellschaftliche Problemlagen reagieren (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 129ff., Kunze 2009: 167ff., BBSR 2014: 9, Lambing

1 Für eine kritische Diskussion der aktuellen Verwendung des Transformationsbegriffs vgl. Brand 2016.

2014: 115). Sie lassen sich entsprechend in vielerlei Hinsicht als Reallabore einer sozial-ökologischen Transformation interpretieren (vgl. Wagner 2013: 72f., Tummers 2016: 2037). Das Spektrum gemeinschaftlicher Wohnprojekte reicht dabei von Kommunen und Ökodörfern, über Frauenwohnprojekte und Mehrgenerationenwohnprojekte, bis hin zu alternativen und explizit sozial-ökologischen Projekten. Die meisten bisherigen Forschungen zum Zusammenhang von Nachhaltigkeit und gemeinschaftlichen Formen des Zusammenlebens konzentrieren sich überwiegend auf Kommunen und intentionale Gemeinschaften im ländlichen Raum. Gemeinschaftliche Wohnprojekte im urbanen Raum werden dagegen im Nachhaltigkeitsdiskurs bislang meist vernachlässigt. Der urbane Raum und die sich in ihm entwickelnden Formen der Lebensführung sind jedoch für eine sozial-ökologische Transformation von entscheidender Bedeutung, da globale Urbanisierungsprozesse weiter voranschreiten (vgl. UNEP 2011: 4). Dem WBGU (2016: 1) zufolge wird das 21. Jahrhundert das »Jahrhundert der Städte« sein. Sie sollen als »wesentliche Motoren der Transformation zur Nachhaltigkeit eine entscheidende Rolle spielen« (ebd.: 8).

In den Diskursen zu einer nachhaltigen Stadt- und Regionalentwicklung dominieren bislang meist administrative oder städtebauliche Perspektiven (vgl. z.B. UBA 2014, UN 2017). Die Frage, wie eine nachhaltige Lebensführung hergestellt und verstetigt werden kann und welche Bedeutung diese Prozesse und Praktiken für gesellschaftliche Transformationen haben, wird dagegen meist vernachlässigt. Die Potenziale der Städte liegen jedoch vor allem in ihrer Vielfalt und Soziodiversität. Sie bieten »Nischen« für eine Vielzahl unkonventioneller Lebensformen [...] – und zukunftsfähige Lebensformen sind aus heutiger Sicht unkonventionell« (Feindt 1997). Dabei sind soziale Ressourcen wie etwa die konkreten Austauschbeziehungen zwischen den Menschen oder die Vernetzung in den Vierteln und Nachbarschaften von entscheidender Bedeutung (vgl. Hoffmeister et al. 2014: 65). Eine nachhaltige Stadtentwicklung hängt somit direkt mit der Lebensführung und den sozialen Praktiken der Menschen vor Ort zusammen.

Um diese Prozesse und Praktiken zu untersuchen, werden in dieser Studie zwei unterschiedliche gemeinschaftliche Wohnprojekte analysiert. Dabei wurden bewusst Projekte ausgewählt, die nicht, wie in anderen Studien häufig der Fall, zu den klassischen sozial-ökologischen Vorzeigeprojekten zählen. Vielmehr war es das Ziel, durch die Auswahl vermeintlich »normale« und weit verbreitete Formen von Wohnprojekten in den Blick zu nehmen, die in der Forschung ansonsten bislang vernachlässigt werden. Bei den untersuchten Projekten handelt es sich um ein alternatives, überwiegend studentisch geprägtes Wohnprojekt, das schon in den 1970er aus einer Hausbesetzung hervorgegangen ist (im Folgenden Wohnpro-

jekt Gereonsplatz²) und ein Mehrgenerationenwohnprojekt, das durch eine städtische Wohnungsbaugesellschaft gebaut und 2015 von einer diversen Gruppe von Bewohner*innen bezogen wurde (im Folgenden Wohnprojekt Rosengärten). Durch die vergleichende Analyse zweier sehr unterschiedlicher Projekte wird eine Varianz erzeugt, die es ermöglicht die Transformationspotenziale gemeinschaftlichen Wohnens differenziert zu analysieren und dabei unterschiedliche Rahmenbedingungen zu berücksichtigen. Durch die Untersuchung verschiedener lokaler Projekte, die einen gemeinsamen sozialen Raum mit seiner spezifischen Eigenlogik (vgl. Löw 2010: 65ff.) teilen³, wird es darüber hinaus möglich, auch die Vernetzungen untereinander und die wechselseitigen Kontakte der Projekte innerhalb der Stadtgesellschaft in der Analyse zu berücksichtigen.

Methodologisch orientiert sich die Untersuchung an der Grounded Theory nach Anselm Strauss (vgl. 1994), einem offenen, qualitativen Forschungsverfahren, das die Bedeutung der induktiven Erkenntnisgenese aus der Empirie für wissenschaftliche Forschungen hervorhebt und Theorien nicht rein deduktiv adaptiert, sondern vielmehr versucht, sie im Laufe des Forschungsprozesses mit den empirischen Erkenntnissen »ins Gespräch zu bringen«. Auf Grundlage der Grounded Theory wurden im Rahmen der Forschung verschiedene Formen der Datenerhebung trianguliert. Neben teilnehmenden Beobachtungen in den Wohnprojekten, qualitativen Interviews und Dokumentenanalysen kommen dabei auch stärker quantitativ ausgerichtete Verfahren der Lebensstilmessung zum Einsatz. Durch diese können die Auswirkungen der Lebensführung hinsichtlich der ökologischen und der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit erhoben und mit der deutschen Gesamtbevölkerung verglichen werden. Mithilfe dieses umfangreichen Datenkorpus ist es möglich, die komplexe Lebensrealität in den Wohnprojekten und ihre Transformationspotenziale differenziert zu erfassen und zu untersuchen.

2 Um eine Anonymisierung der Daten sicherzustellen wurden die Namen der Wohnprojekte pseudonymisiert.

3 Dem Konzept der Eigenlogik von Martina Löw zufolge unterscheiden sich Städte nicht nur im Hinblick auf materielle oder ökonomische Gegebenheiten, sondern auch hinsichtlich des »Ensembles zusammenhängender Wissensbestände und Ausdrucksformen, [durch die] sich Städte zu spezifischen Sinnprovinzen verdichten« (Löw 2010: 78).

